Persische Soldaten.

Zeichnen sich durch ihren Mangel militärischer Eigenschaften aus.

Nach der Schilderung eines Reisenden, der sie näher kennen gelernt hat.

In Persien sind wieder einmal Unruhen ausgebrochen, und es hat sich eine Partei gebildet, die den einst abgesetzten Schah wieder auf den Thron setzen will. Das kann natürlich nicht ohne Blutvergießen abgehen, und man wird wieder mancherlei Wunderliches über Kämpfe persischer Truppen zu hören bekommen. Da ich viele Monate in Persien gelebt habe, auch einige „Schlachten" persischer Soldaten aus nächster Nähe mit ansah, so ist es vielleicht von Interesse, einmal von einem Augenzeugen etwas über persische Soldaten zu hören.

Die erste Bekanntschaft mit persischem Militär machte ich, als ich bei Djulfa über den Araxes auf persisches Gebiet kam. Das ist nun zwar schon über zwölf Jahre her, aber die Verhältnisse haben sich inzwischen kaum geändert. Fand ich damals doch alles noch genau so, wie es Graf Gobineau, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhundert französischer Gesandter in Teheran war, in seinen köstlichen „asiatischen Novellen" geschildert hat.

Der Bürgermeister des persischen Grenzortes rieth mir, zum Schutz vor Ueberfällen eine Anzahl persischer Soldaten mitzunehmen, die man überall zu diesem Zweck gegen einen bestimmten Tagessatz miethen kann. Da sich Damen in meiner Begleitung befanden, hielt ich solche Vorsicht für geboten, und hatte im Handumdrehen ein Dutzend Soldaten zur Verfügung. Sie unterschieden sich von der armen persischen Landbevölkerung nur dadurch, daß ihnen ein mehr oder weniger ramponiertes Gewehr über dem Rücken hing, und daß sie über die schwere wollene Leibbinde, wie sie jeder Perser trägt, noch einen schmutzigen Ledergürtel mit Patronen geschnallt hatten. Falstaffs Rekruten, wie Shakespeare sie uns schildert, mögen ähnlich ausgesehen haben.

Wir setzten uns in Marsch, und die Soldaten umschwärmten mit viel Eifer, lebhaftem Geschrei und ab und zu einem Flintenschuß unsere Kavalkade. Aber sowie der Weg eine schroffe Biegung um einen Felsen machte, durch einen Busch oder eine Schlucht ging, wurden die Soldaten mäuschenstill und zogen sich unauffällig hinter die Front zurück. Angeblich, um unseren Rücken zu decken. In Wahrheit aber, wie bald zu merken war, um möglichst schnell und geräuschlos verschwinden zu können, wenn wirklich in der Schlucht, an der Wegbiegung eine Gefahr drohte. Erst wenn die Reise wieder über die Ebene ging, wurden sie wieder munter und tapfer. Nachdem das so einen Tag lang gegangen war, machte ich die Krieger darauf aufmerksam, daß wir ihres Schutzes nicht weiter bedürften, und wollte sie entlohnen. Aber sie bestanden darauf, mindestens bis nach Choi, der ersten größeren Stadt, bei uns zu bleiben. Sie benahmen sich plötzlich mir gegenüber so kriegerisch, daß ich mich zum erstenmal als der schwächere Theil fühlte und nachgab. Aber es wurmte sie sehr, daß sie in ihrer Tapferkeit durchschaut waren. Am anderen Tag, als es wieder einmal durch eine Schlucht ging, sprengte unser Heer plötzlich mit lautem Geschrei und hängenden Zügeln, mit den Flinten knallend, vor uns her in die Schlucht. „Khabardar, khabardar! Ah! Akh! Ah! Akh! Shir, shir!" brüllten sie wie besessen. Shir heißt der Löwe, und die Kerle wollten mir vormachen, in der Schlucht drohe uns von einem Löwen Gefahr. Leider wußte ich aber, daß es in Nordpersien absolut keine Löwen gibt, aber ich sagte nichts und ließ sie gewähren. Nachdem sie vor unser aller Augen einen so hohen Grad von Tapferkeit gezeigt hatten, zogen sie es fortan wieder vor, hinter die Front zu gehen, sowie ihnen eine Situation nicht geheuer erschien.

Gegen Abend des folgenden Tages näherten wir uns endlich Choi, müde, hungrig, von der Sonne gedörrt. Wir erreichten die Stadt, als es schon dunkel war. Auch eine persische Kleinstadt hat eine sehr große Ausdehnung, denn kein Haus lehnt sich an das andere, sondern jedes ist von einem weiten Garten umgeben, den eine hohe Mauer vom Nachbargarten trennt. Die Gassen zwischen diesen Mauern sind entsprechend schmal und winklig. Als wir endlich unser Nachtquartier erreicht hatten, war kein Soldat mehr da und auch kein Gepäck. Unsere wackere militärische Schutztruppe war mit dem Gepäck zum Zollamt ausgerissen, um so einen höheren Lohn von uns erpressen zu können. Sie steckten offenbar mit den Zollbeamten unter einer Decke. Glücklicherweise hatte ich zwei des Landes kundige Leute bei mir, die mich zum Zollamt brachten. Unsere Soldaten saßen gemüthlich zwischen unserem Gepäck und warteten, was da kommen möchte. Aber was kam, hatten sie nicht erwartet, denn kaum erblickten meine zwei Begleiter die tapfere Schar, als sie mit den zwölfen handgemein wurden und sie furchtbar verprügelten, zwei gegen zwölf. Die zwölf wehrten sich nicht lange, sondern rissen aus.

Wenige Wochen später domizilirte ich in Kalassar, einem Dorf ganz nahe der türkischen Grenze. In einem verfallenen Kloster, hart an der Grenze, hatte sich ein Trupp türkischer Kurden festgesetzt, welcher die ganze Gegend nach Kräften brandschatzte, bis es der Behörde zuviel wurde, und sie ein beträchtliches Heer unter einem Prinzen in die Gegend von Kalassar schickte. Dies Heer, das an Kopfzahl den Kurden wohl hundertfach überlegen war, lagerte wochenlang in der Gegend, ohne weiter etwas zu thun, als an jedem Freitag, dem persischen Sonntag eine alte Kanone zum Staunen der Bevölkerung durch den ganzen Distrikt zu fahren. Als ich den Höchstkommandirenden ein wenig kannte, drückte ich ihm meine Bewunderung über diese Art der Kriegsführung aus. Er lächelte und machte die allen Nationen gleich vertraute Bewegung des Geldzählens. Solange das Heer gegen einen Feind zu Felde lag, bekam es höhere Löhnung, Kriegslöhnung, also hatten Alle ein Interesse daran, den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen. Das dauerte viele Wochen, bis aus Teheran telegraphisch die Weisung kam, nun sei es aber höchste Zeit, mit den Kurden aufzuräumen. Unter großem Lärm und Flintenknallen zog das Heer gegen das alte Kloster Derik. Sowie die Kurden aber einen Ausfall machten, nahmen die persischen Soldaten Reißaus. Die denkwürdige Schlacht ging den Persern verloren.

Wenige Wochen später erlebte ich ein ähnliches Schauspiel in einer größeren persischen Grenzstadt. Es mochten vor ihren Thoren zwei Regimenter, das sind etwa 1600 Mann, versammelt sein. Die Lute machten einen wesentlich besseren Eindruck, brachten einen ganz erträglichen Parademarsch zustande, und die Kapelle spielte sogar „Heil dir im Siegerkranz". Als dann aber die Kurden angriffen, gab es kein Halten, auch diese Armee riß aus, trotzdem sie den Kurden überlegen war. Selbst für einen nicht kriegerisch gesinnten Europäer ein grotesker Zustand, der sich aber sehr einfach erklärt. Jeder persische Bezirk hat eine bestimmte Anzahl Leute für das Heer zu stellen, deren Dienstzeit lebenslänglich ist, wenn sie sich auch nach dem Gesetz auf zwölf Jahre beschränken sollte. Soldaten werden also nur die ärmsten Teufel, die ihren Dorfschulzen nicht bestechen können. Außerhalb der Hauptstädte führen sie eine klägliche Existenz, und dieses jämmerliche Material konnten auch die tüchtigsten österreichischen Instruktionsoffiziere, die vor Zeiten die persische Armee reorganisiren sollten, nicht zu Soldaten machen. Von anderen unheilvollen Widerständen, die sich ihrer Arbeit entgegenstellten, ganz zu schweigen.

Wenn die Kurden losschlagen, haben sie alles zu gewinnen: Beute aller Art, Land, Ehre. Die armen Teufel von persischen Soldaten haben gar nichts zu gewinnen, sondern nur noch das einzige, was sie besitzen, zu verlieren, nämlich ihr armseliges Leben. Das aber ist ihnen immer noch so kostbar, daß sie lieber ausreißen, als es aufs Spiel setzen. Sind sie todt, ist es ja auch mit ihrer Familie aus, die ohne die paar Pfennige des Soldaten einfach verhungern müßte. Der Feind erleidet solchem Heer gegenüber sozusagen nur aus Versehen, durch unglückliche Zufälle oder beim Handgemenge Verluste, wo selbst ein persischer Soldat aus Nothwehr einen Gegner erschlägt oder erschießt. Ein Grund mehr für solche Soldaten, jedes Handgemenge, jeden Nahkampf thunlichst zu vermeiden, denn dabei könnte er selbst ja ebenfalls erschlagen werden. Wenn er gleich wegläuft, ist diese Gefahr nicht groß, denn der Kurde zielt nur dann gut und sicher, wenn er eine feste Unterlage, einen Stein oder dergleichen, für sein Gewehr hat. Blutig sind solche Kämpfe eigentlich nur für die friedliche Bevölkerung.

Ganz anders wird die Situation, wenn der persische Soldat von seinen Mollahs fanatisirt wird, wenn es also gegen Christen geht. Die Metzeleien, die Perser untereinander oder gegen eingeborene Christen, wenn der Priester sie fanatisirt, anrichten sind grauenhaft; die Kämpfe, die er gegen Fremde führt, sind mehr komisch als tragisch zu nennen. Es könnte umgekehrt sein, wenn — ja, wenn der Perser nicht alles mit dem schönen Wort abthäte: maschallah, wie Gott will.

Mißverständniß.

Führer: „Dort drüben haben Sies Wetterhorn und da hinten kimmt die Jungfrau raus!"

„Wo?"

Führer: „Ja, sehen's denn da drüben die Jungfrau nöt?"

„Nee, für so'n 'ne kleene Krabbe reicht mein Glas nich aus."

Bescheidenheit ist eine Zier, doch —

Auch Mascagni soll sich diesen Spruch angelegentlichst zu Herzen genommen haben.

Von Mascagni behauptet man wohl nicht mit Unrecht, daß allzu große Bescheidenheit nicht seine starke Seite sei; einmal aber wollte er wirklich bescheiden sein, und das hat ihm dann ... sehr leid gethan. Er spielte sicher auf sich selbst an, als er jüngst in Buenos Aires, wo er der ersten Aufführung seiner Oper „Islabeau" beiwohnte, im Freundeskreise von einem jungen Komponisten erzählte, der Amilcare Ponchielli, dem Autor der „Gioconda, ein kleines Musikstück zur Beurtheilung übergeben wollte. Der Jüngling kam schüchtern und zaghaft zu dem anerkannten Meister und sagte: „Es handelt sich um ein unbedeutendes Stückchen, ein Sächelchen, das flüchtig hingeworfen ist, so gut ich es eben konnte." Ponchielli wurde ganz wild, als er diese schämige Einleitung hörte: „So?" schrie er ... „Es handelt sich um ein Sächelchen? ... Ja, weshalb kommen Sie denn zu mir, wenn Sie bloß ein Nichts zu zeigen haben? Die Komponisten müssen immer Vertrauen zu ihren Werken haben und ihre Kompositionen immer für Meisterwerke halten ... Ich bin kein Freund einer falschen Bescheidenheit." Kurz darauf gab Ponchielli dem jungen Autor sein Notenmanuskript wieder und sagte mit der größten Liebenswürdigkeit: „Sie sind bescheiden, aber Ihre Arbeit ist noch bescheidener als Sie." Der junge Mann erschöpfte sich förmlich in Verbeugungen und Danksagungen: „er schien", so sagte Mascagni, „Ponchielli's letzte Worte geradezu als ein Kompliment aufgefaßt zu haben." Von diesem Tage an ließ Mascagni die Bescheidenheit ganz beiseite und ging in seiner Unbescheidenheit schließlich soweit, daß er eine Oper „Die Masken", „zum Zeichen tiefster Werthschätzung und Bewunderung", sich selbst dedizierte!

His Majestey Opposition.

Eines von den vielen Pariser Blättern, die an ausgesprochener Anglomanie leiden, schrieb jüngst in einem Hymnus auf das englische Parlament ein Langes und Breites über den „alten, von höchster Loyalität zeugenden" Ausdruck: „Seiner Majestät allergetreueste Opposition". Der Artikel war sehr schön — bemerkt dazu etwas boshaft eine englische Zeitung —, aber der Ausdruck ist gar nicht alt. Er wurde zuerst von Sir John Carn Hobhouse (später Lord Broughan) angewandt. Canning akzeptierte ihn, und Tierney, eines der einflußreichsten Mitglieder der damaligen Opposition, billigte ihn mit folgenden Worten: „Man hätte ein besseres Wort gar nicht finden können, denn wir sind in der That ein wichtiger Theil der Regierung der Majestät. Die Gentlemen, die uns gegenüberstehen, sind zwar im Amte, aber die Macht ist bei uns ..." Vor 1842 galt das Wort „Opposition" im englischen Parlament für unpassend, und der Sprecher rügte es energisch, wenn es einmal angewandt wurde. In einer Sitzung des Parlaments fragte Lord Broughan den Lord Melbourne, weshalb er den Ausdruck übelnehme. Lord Melbourne erwiderte scharf, daß es früher im englischen Parlament nicht Sitte gewesen sei, die Leute nach ihren Parteien zu klassifizieren: „Ich kann mich erinnern," sagte er, „daß, als ich Mitglied des Unterhauses war, ein Gentleman zur Ordnung gerufen wurde, weil er jemand als Mitglied der Opposition bezeichnet hatte: der Sprecher erklärte, daß diese Kennzeichnung nicht dem Tone des Hauses entspreche ..."

Geheimnißvoll.

Eine mysteriöse Geschichte beschäftigt gegenwärtig die Potsdamer Kriminalpolizei. Das bei dem Bezirksverwalter Schulz in der Breiten Straße zu Potsdam beschäftigte Dienstmädchen Franziska Poledniß unternahm mit den sechs Kindern seiner Herrschaft und denen einer befreundeten Familie einen Ausflug nach Nedlitz. In der Nähe des Sakrow-Paretzer Kanals ließ sich das Dienstmädchen mit den Kindern nieder, um ein Bad zu nehmen. Als die Ausflügler sich im Wasser befanden, schwamm plötzlich vom gegenüberliegenden Ufer des Kanals ein Mann auf die Gruppe zu und erbot sich, das Dienstmädchen im Schwimmen zu unterrichten. Das Mädchen näherte sich dem Fremden, der es, wie die Kinder erzählen, an der Hand ergriff und trotz seines Sträubens in das tiefere Wasser zog. Hier drückte er mit aller Gewalt das Mädchen so lange unter das Wasser, bis es unterging, und schwamm dann nach dem Ufer zurück. Dort zog er seine Kleider wieder an und lief schnell davon. Der Mann wird von den Kindern als 40 bis 50 Jahre alt, mit graumeliertem Spitzbart und weißem Schnurrbart geschildert. Er trug einen Trauring und weiße Badehosen. Die Leiche des Dienstmädchens konnte noch nicht geborgen werden. Die sofort angestellten Nachforschungen nach dem Fremden sind bisher erfolglos geblieben.

Trunksucht in alter Zeit.

Könige mit ihren höchsten Beamten tranken bis zur Besinnungslosigkeit.

Die Trunkenheit war im VII., VIII. und IX. Jahrhundert so verbreitet, daß den Richtern ausdrücklich anbefohlen werden mußte, in durchaus nüchternem Zustande vor Gericht zu erscheinen. Im X. Jahrhundert, so schreibt Luigina Dameri im „Eco del Verbano", herrschte die Trunksucht in allen Kreisen: vom dänischen Adel zum Beispiel hieß es, daß er Tag und Nacht trinke, ohne jemals aufzuhören. Mit welcher Ausdauer getrunken wurde, erfährt man aus einer traurigen Geschichte, die sich zu jener Zeit am Hofe Eduards I. von England abspielte: es war eine Episode, die den König das Leben kostete. Nach damaligen Brauch wurde am Schlusse eines jeden Festes, besonders aber der Kirchenfeste zu Ehren Christi, der heiligen Jungfrau und sämtlicher Heiligen recht viel Wein und Branntwein getrunken; in bedeutend erhöhtem Maß geschah das beim Feste des heiligen Augustinus, des Apostels und Schutzpatrons der Engländer. Die Höflinge und der Adel — darunter auch hervorragende Männer der diplomatischen Welt — betranken sich einmal bei einer solchen Festfeier derart, daß sie gar nicht merkten, daß ihr König und Herr mit einem Spitzbuben, der sich heimlich eingeschlichen hatte, in Streit gerathen war; da sie das nicht merkten, konnten sie ihm auch nicht Hilfe bringen, als er von dem Gauner angegriffen wurde; daher kam es, daß sie erst am nächsten Morgen, als sie den Rausch ausgeschlafen hatten, die furchtbare Entdeckung machten, daß der König von dem Dieb erschlagen worden war und todt auf dem Estrich des Bankettsaales lag. Im XI. Jahrhundert tranken Kaiser, Könige, Minister und Unterthanen in schöner Gemeinschaft. Als im Jahre 1398 der deutsche Kaiser Wenzel am Hofe Karls VI. von Frankreich als Gast weilte, war er eines Tages so betrunken, daß er einem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl nicht beiwohnen konnte.

Anekdotisches von Maria Pia.

Vielleicht wird das republikanische Portugal der eben verschiedenen Portugiesenkönigin Maria Pia nachtrauern, denn trotz der Verschwendungssucht und all den andern üblen Eigenschaften, die man ihr nachsagt, war sie doch der Liebling des Volkes in Portugal. Der französische Schriftsteller Jean Finot hat dieses seltsame Verhältniß, das zwischen den Portugiesen und ihrer ehemaligen Königin bestand, einmal ganz treffend gekennzeichnet. Mit vierzehn Jahren hatte man sie nach Portugal aus politischen Gründen verheirathet. Sie kam von dem prächtigen Hofe Viktor Emanuels, wo sie verwöhnt worden war, nach Portugal; wie sollte sie da, so fragten sich die Portugiesen, überhaupt gelernt haben, was Geld ist? Die Portugiesen fanden sich damit ab, daß sie keine Zeit gehabt hätte, um zu lernen, und so lachten sie darüber, daß die Königin das Geld aus vollen Händen zum Fenster hinauswarf. In Paris zum Beispiel — für diese Anekdote verbürgte sich Finot — betrat sie das Geschäft einer Modistin. Einige Hüte gefielen ihr ganz besonders; sie deutete mit der Hand darauf, damit man sie ihr zuschicke, und der gefälligen Besitzerin kam es natürlich durchaus nicht darauf an, noch ein Dutzend dazu zu legen, da sie darauf rechnete, daß die Königin es wohl nicht merken würde, womit sie wahrscheinlich recht hatte. Als die Waarensendung für die Königin im Hafen von Lissabon ausgeladen wurde, fiel das Riesenhutpacket ins Wasser und ertrank schmählich, und ganz Lissabon bedauerte die arme Königin, die so um ihren Kopfschmuck gekommen war, anstatt zu bedenken, daß dieser Verlust, wie so manches andere, portugiesisches Geld kostete. Der Staatsschatz war immer leer — aber die Königin fuhr fort, die größten Ausgaben daraus zu machen; die Portugiesen bedauerten das außerordentlich, aber der Königin Maria Pia machten sie keinen Vorwurf, denn sie war eine wahre Königin, ja einer der eifrigsten Republikaner soll von ihr rühmend gesagt haben, „sie gäbe das Geld wenigstens echt königlich aus." Einmal besuchte die Königin Maria Pia gemeinsam mit der Königin Amelie einen Stierkampf, gerade zu der Zeit, wo man ihr einen kirchenpolitischen Schritt besonders übel genommen hatte. Sobald die beiden Königinnen die Hofloge betraten, fingen die Zuschauer an zu pfeifen und allmählich mischten sich auch Schmähreden in den Lärm. Die Lage war äußerst heikel, selbst die anwesenden Diplomaten wußten nicht recht, was sie thun sollten, und die Königin Amelie dachte schon daran, wegzugehen. Königin Maria Pia aber wußte, was zu thun sei; sie hielt ihre Schwiegertochter zurück, griff kaltblütig nach ihrer Lorgnette und betrachtete mit eiskalter Verachtung die Zuschauer. Die Wirkung war ganz merkwürdig; es dauerte keine Minute, so war der Lärm verstummt, und keine weitere, so wendete sich die ganze Zuschauerschaft der Hofloge zu — und brach in jubelnde Beifallsbezeigungen aus!

Prähistorische Funde.

In der Umgegend von Berlin wird ein Gräberfeld entdeckt.

Bei Woltersdorf im Kreise Niederbarnim hat Hermann Busse kürzlich an der Klein-Schönebecker Grenze ein Gräberfeld entdeckt, das von der älteren bis zur jüngeren Bronzezeit benutzt wurde. 96 Gräber grub er aus, die 568 Thongefäße und den Aschenbrand von 136 Menschen enthielten. Wie Busse in der prähistorischen Fachsitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft berichtete, gehörte der 1319 als Slawisch-Woltersdorf zuerst geschichtlich erwähnte Ort von 1487 bis 1859 der Stadt Berlin, die das Rittergut dann für 186,000 Mark verkaufte. Die Gegend ist von der Steinzeit an bewohnt gewesen, was Steinbeile und Feuerstein-Manufakte beweisen. In den Urnen der ausgegrabenen Gräber fanden sich siebzehn Ringe und verschiedene Bronzefragmente. Aus einem schon früher bekannten Gräberfelde auf dem Sprintberge gelang es Busse, noch einige Gräber aufzufinden, die nach den dort gemachten Funden der jüngeren Bronzezeit angehören. Aus der römischen Kaiserzeit stammt ein Gräberfeld am Bauersee. Auf dem Woltersdorfer Kietz sind verschiedene Gefäße und Eisensachen aus slawischer Zeit gewonnen worden. Dagegen finden sich weder dort noch sonstwo im Kreise Niederbarnim und Oberbarnim, Lebus und Beeskow-Storkow Funde aus der Latène-Zeit. Daraus schließt Busse, daß die von Tacitus erwähnten Semnonen, die zwischen Elbe und Oder gesessen haben sollen, in diesen Kreisen nicht gewohnt haben. Die bronzezeitlichen Gräberfelder gehören dem ostgermanischen Volke an, das von 1200 bis 600 v. Chr. hauptsächlich die Lausitz bewohnt und bis nach Posen und Schlesien sich ausgedehnt hat. Endlich besprach Busse noch einige Wohnplätze, die im Rosengarten von Klein-Schönbeck und beim Rüdersdorfer Seebad gefunden wurden und aus Gruben mit Herden bestanden, in denen Thonscheiben, Thierknochen und Lehmstücke zu Tage kamen.

Der geprügelte Orientforscher.

Zu dem Renkontre zwischen Prof. Pelliot und Herrn Farjenel, über das wir berichteten, wird von einem bekannten Ethnologen geschrieben: „Farjenel ist in den Kreisen deutscher Gelehrter bis heute nur durch die höchst persönliche und gehässige Polemik bekannt, die er gegen Professor Chavannes und Prof. Pelliot geführt hat. Prof. Chavannes ist einer der bedeutendsten heute lebenden Sinologen, und Prof. Pelliot, sein Schüler, ist ein Gelehrter von ähnlicher Bedeutung auf diesem Gebiete. Die Behauptung, daß Pelliot „kein Chinesisch verstände," ist ein klarer Beweis, daß von den Prof. Pelliot abgeneigten Kreisen mit sehr unschönen Mitteln gegen ihn gearbeitet worden ist. Was die Funde Pelliots in der berühmten Handschriftenhöhle bei Tunkwang angeht, so ist es schwer verständlich, wie ihre Echtheit bezweifelt werden kann. Dr. M. A. Stein, der im Dienste der anglo-indischen Regierung die Höhle zuerst besuchte, hat sich nach seiner eigenen Angabe mit einem Theil der vorgefundenen Handschriften begnügen müssen; einen anderen Theil hat Pelliot erworben, und den Rest hat die Kaiserl. Chinesische Regierung nach Peking bringen lassen. — Außerdem hat ein Dr. von Le Coq, der Leiter der zweiten deutschen Turfan-Expedition, einen Theil der Pelliotschen Schriften in Paris eingehend besichtigen können; er berichtete seinerzeit mit großem Enthusiasmus über die Menge von überaus kostbaren indischen und besonders chinesischen Handschriften, die ihm vorgelegt wurden, die in jeder Weise, außer ihrem besseren Erhaltungszustand, den von ihm selbst gefundenen glichen."

Ein Schatzfund.

Im Schlosse Alcazaba bei Lissabon at man einen alten Goldschatz gefunden. Das Schloß stammt aus der Zeit der Maurenkriege, und die Bewohner der Gegend suchten hier Schutz gegen die heranstürmenden Araber. Beim letzten Erdbeben war ein Theil des alten Gebäudes baufällig geworden und mußte abgetragen werden. Dabei fand man in einem Gewölbe verschiedene Skelette, die wahrscheinlich von Gefangenen herrührten, und unter den Skeletten zwei große eiserne Kisten. Diese waren bis zum Rande mit altem spanischen und portugiesischen Gold- und Silbergeld angefüllt, und auf dem Boden der Kisten lagen Gold- und Silberbarren. Der Gesammtwerth des Schatzes wird auf etwa eine halbe Million Mark geschätzt. Die Hälfte erhält der Staat, während die andere Hälfte den Arbeitern zufällt, die den Schatz gefunden und ans Tageslicht gefördert haben.

Begeisterung ist Alles! Gib einem Menschen alle Gaben der Erde und nimm ihm die Fähigkeit der Begeisterung, und du verdammst ihn zum ewigen Tode. **Wilbrandt.**

Geigenkünstler ein Kinderfreund.

Der berühmte Kubelik sagt Konzerte ab, um mit seinen Kindern zu feiern.

Schürmann, der Impresario so vieler großer Künstler unserer Tage, fährt in den „Annales" fort, seine Erinnerungen an die Freuden und Leiden, die ihm seine Künstler bereitet haben, zu veröffentlichen. Diesmal erzählt er von Kubelik. Der berühmte Geiger ist ein großer Kinderfreund, und er hatte, als er einmal mit seiner Gattin im Grand Hotel zu Genf wohnte, Schürmann gebeten, ihm doch jeden Tag sein fünfjähriges Söhnchen für ein paar Stunden zu Besuch zu schicken. Schürmann wollte gern sehen, was das Eheaar eigentlich mit seinem Knaben treibe, und so erschien er eines Tages unvermuthet, während der Junge bei Kubeliks war. Er sah zunächst beim Eintritt Frau Kubelik in einem Sessel sitzen und wie toll lachen. Als er näher trat, sah er, wie sein Söhnchen — Cake walk tanzte und Jan Kubelik ihn quer durch den Salon hin und her begleitete, wobei er ihm auf seiner Stradivarius aufspielte. Das ging einen Monat lang alle Tage so. Im Sommer 1904 hatte sich Kubeliks Traum verwirklicht: er war Vater geworden, und zwar sofort von zwei Mädchen. Im Dezember desselben Jahres gab er eine Reihe von Konzerten in Portugal und Spanien. Nach Riesenerfolgen in Lissabon, Porto und schließlich in Madrid kam er am Abend vor dem vierten und letzten Konzert, das in der spanischen Hauptstadt stattfinden sollte, zu dem Sekretär Schürmanns und sagte: „Ich sehe soeben im Fahrplan, daß ich heute noch abreisen muß, wenn ich rechtzeitig auf meinem Schloß Kolin in Böhmen ankommen will, um dort den heiligen Abend zu feiern." — „Sie wissen, das ist unmöglich. Für morgen sind für neuntausend Mark Billette verkauft; und dann müssen wir sofort nach Barcelona reisen, wo die beiden für die nächsten Tage angekündigten Konzerte bereits ausverkauft sind. Erst dann werden Sie nach Böhmen abfahren können." — „Nein, ich reise heute abend. Ich will meinen Töchtern den Weihnachtsbaum putzen." — „Aber die sind doch erst sechs Monate alt." — „Macht nichts! Es sind meine Töchter. Der Heilige Abend ist ein Familienfest und ich will ihn im Kreise der Meinen feiern. Ich reise." — „Und die ausverkauften Häuser, die Unzufriedenheit des Publikums, ihr Kontrakt mit Schürmann?" — „Das alles ist mir gleich. Sie werden Buße zahlen und dem Publikum mittheilen, ich würde später wiederkommen. Schürmann wird nichts sagen; ich kenne ihn, er ist mein Freund und er hat schon genug mit mir verdient. Grüßen Sie ihn von mir! Adieu!" Damit ging er zum Bahnhof und fuhr ab.

Ein neuer Fischfeind

ist an der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Münster durch Dr. Thienemann entdeckt worden. Es waren der Anstalt mehrere Karpfen eingesandt worden, die mit zahlreichen Gefährten in einem westfälischen Karpfenteich aus unbekannter Ursache fast gleichzeitig zugrunde gegangen waren. Der Sachverständige hielt die Krankheit, der die Fische erlegen waren, im äußern Anschein für die weit verbreitete Rothseuche. Die nähere Untersuchung lehrte jedoch, daß nicht das für diese Krankheit verantwortliche Bakterium „cyprinicida" (Karpfentödter), sondern ein anderer Keim als Erreger angesprochen werden müßte. Diesem hat der Forscher einen neuen Namen geben müssen, da er bisher der Wissenschaft noch nicht bekannt gewesen ist. Nach der Beschreibung, die Dr. Thienemann in der „Allgemeinen Fischereizeitung" veröffentlicht, waren die Bakterien namentlich in der Leibeshöhle und in der Leber, Milz und Niere vorhanden. Durch Impfversuche wurde festgestellt, daß diese neuen Krankheitskeime nicht nur für Karpfen, sondern auch für Schleie, Aale, Hechte, Barsche, Goldfische und Forellen tödtlich sind, und zwar binnen kurzer Zeit. Nur wenn die Temperatur des Wassers, in dem die Fische gehalten werden, sehr niedrig ist, kämpfen die Fische länger gegen die Krankheit an und können ihr zuweilen sogar entgehen. Wurden die Bakterien den Fischen mit dem Futter eingeführt, so gingen Schleie wiederum zugrunde, während Forellen, Barsche und Aale nicht erkrankten. Die Entdeckung erscheint noch dadurch besonders wichtig, daß das gefundene Kleinwesen sogar noch für andere Thiergruppen gefährlich ist. Krebse erlagen schon in ein bis zwei Tagen, ebenso Schildkröten, Ringelnattern und Eidechsen, diese freilich nur im Sommer. Auch Kröten, Unken, Laubfrösche und Salamander konnten auf diese Weise getödtet werden, während Frösche und Wassermolche der Ansteckung Widerstand leisteten.

Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird über den Werth des Menschenlebens entscheiden. **Moltke.**